

Zurück zum Start

Barack Obama sucht Myspace-Freunde

In der Web-Community Myspace schien das Rennen um die amerikanische Präsidentschaftswahl bereits vor einem Monat gelaufen. Demokrat Barack Obama führte mit einem eindrucksvollen Vorsprung von 160 000 Freunden vor seinen Widersachern. Jetzt jedoch bröckelt die Internet-Erfolgsstory.

Betreut hatte Obamas Myspace-Auftritt bis vor kurzem nicht das Wahlhelferteam, sondern Joe Anthony, ein Obama-Fan und Anwaltsgehilfe aus Los Angeles. Er sicherte sich schon im November 2004 die Adresse myspace.com/barackobama. Der 29-jährige Anthony investierte die gesamte Freizeit in den Auftritt. Er verehrte den Präsidentschaftskandidaten, seit er ihn an einem Parteikongress hatte reden hören.

Als sich abzeichnete, dass Myspace bei den US-Wahlen 2008 eine wichtige Rolle spielen würde, kontaktierte Obamas Team Anthony. Der zeigte sich kooperativ, gab sogar sein Passwort preis, damit Äusserungen Obamas ohne Umweg auf dem Myspace-Auftritt landen konnten.

Mitte März jedoch entstanden Risse in der Arbeitsbeziehung. Anthony stöhnte unter der Arbeitslast. Neben seinem Vollzeitjob sass er jeden Tag stundenlang am Computer, beantwortete E-Mails, nahm Tausende «Freunde» auf und feilte am Profil.

Barack Obama bekam die Seite, nicht aber die Freunde

Darüber, was in den nächsten Wochen geschah, gehen die Schilderungen auseinander. Auf Obamas offizieller Website my.barackobama.com hiess es, man habe Anthony im März einen Job im offiziellen Wahlhelferteam in Chicago angeboten. Anthony habe die Kampagne jedoch weiterhin aus Los Angeles unterstützen wollen. Obamas Team sorgte sich um den Auftritt – ein «Newsweek»-Artikel warf dem Profil kleine Ungereimtheiten vor – und wollte die Zusammenarbeit mit Anthony klar regeln. Laut einem Eintrag auf Obamas Website habe dieser dann plötzlich das Passwort geändert und Geld gefordert.

Joe Anthony sieht das anders: «Mir wurde schnell klar, dass es ihnen nur darum ging, die Kontrolle zu übernehmen... ich fühlte mich ausgenutzt», schreibt er in seinem Myspace-Blog. Obamas Team habe Sitzungen vereinbart und nie eingehalten, und schliesslich sei er an einem Punkt angelangt, wo er finanzielle Entschädigung für alle seine Arbeit gefordert habe. In einer schlaflosen Nacht errechnete er die Summe von 39 000 Dollar. Doch Obamas Team habe ihm nichts zahlen wollen und gedroht, die Löschung des Profils zu veranlassen.

Als sich beide Seiten unversöhnlich gegenüberstanden, verlangte Obamas Team tatsächlich von Myspace, das Profil zu überschreiben. Die Betreiber der Community verhängten schliesslich ein, wie sie glaubten, salomonisches Urteil: Obama bekam die offizielle Adresse, musste aber die 160 000 Freunde aus dem Profil streichen. Glücklicherweise ist niemand mit dieser Lösung. Ein desillusionierter Anthony schreibt auf seiner Myspace-Seite: «Meine Stimme hat Obama auf jeden Fall verloren.»

Obama steht momentan erst wieder bei 60 000 Freunden – hinter seiner Konkurrentin Hillary Clinton, die knapp 65 000 hat.

ALEXANDRA BRÖHM

Der Mikrofilm kehrt zurück

Um Daten für die Ewigkeit zu retten, sind digitale Speichermedien ungeeignet

VON SIMONE LUCHETTA (TEXT)
UND BRUNO SCHLATTER (FOTO)

Wer eine Abschlussarbeit auf Floppy-Disk gespeichert hat und sie wieder einmal lesen will, erlebt eine böse Überraschung: Welcher Computer hat noch ein Diskettenlaufwerk? Digitale Datenträger eignen sich auf Grund des rasanten Wandels in der Computertechnik nicht zur Datenarchivierung über die Zeit. Fieberhaft sucht die Wissenschaft deshalb nach Lösungen. Der Zürcher Daniel Fluck hat eine gefunden: Er setzt auf den klassischen Mikrofilm.

Langsam wächst bei Privaten, Firmen, Bibliothekaren und Gemeindefacharchivaren das Bewusstsein, dass ihre digitalen Datensätze flüchtig sind: Erstens können CDs und DVDs nach wenigen Jahren physisch zerfallen, zweitens fehlen die entsprechenden Lesegeräte, und drittens kann die künftige Software die Formate nicht mehr lesen.

Wer diesem Drama entgehen will, muss mindestens alle fünf Jahre Bilder, Musik- und Textdateien auf die nächste technologi-

sche Ebene sichern, die Daten so genannt «migrieren». Das ist kostenintensiv und kann zu Datenverlust führen. Wie also lassen sich digitale Datenmengen platzsparend, kostengünstig und ohne Datenverlust dauerhaft speichern?

Mit Mikrofilm. Daniel Fluck, Doktor der Physik, hat eine Maschine namens Eternity 105 erfunden, die digitale Daten mit Laserlicht auf einen Farb-Mikrofilm brennt. Die erste Eternity 105, ein menschengrosser Alu-Kasten, steht seit Ende 2006 in einem fensterlosen Kabäuschen der Firma Gubler Imaging im thurgauischen Felben-Wellhausen und bewahrt sich im täglichen Einsatz.

Mikrofilme sind einfach zu lesen und halten 500 Jahre

Auf Postkarten-grosse Mikro-Fichen bildet Eternity 105 digitale Texte, Fotos, Zeichnungen und Pläne «menschlesbar» ab, das heisst, man kann die Fiche vor ein Licht halten und wie bei einem Dia erkennen, was darauf gespeichert ist. Auf einer Fiche haben 3,6 Gigabytes Daten Platz, das entspricht rund 200 Farb-A4-Sei-

ten. Pro Tag werden bis zu 400 Fichen belichtet. Das Brennen dieser Datenmenge auf DVD würde rund 90 Stunden dauern.

«Die Sicherung auf Mikrofilm eröffnet uns neue Kundenfelder», sagt David Gubler, Verwaltungsrat des Datenarchivierungsdienstleisters. Zu den Kulturinstitutionen kommen neu Spitälär hinzu, die digitale Röntgenaufnahmen sichern müssen, Verlage mit grossen Bildarchiven, kantonale Rechenzentren, Banken und Versicherungen. Gubler: «Diese Art der Archivierung eignet sich für grosse Datenmengen, die möglichst günstig und sicher archiviert werden müssen.»

Auf Mikrofilm wurden schon vor dem Computerzeitalter Fotografien wichtiger Kulturgüter, Zeitungsarchive, Bibliotheks- und Datenbestände für die Nachwelt festgehalten. Vor rund zwölf Jahren begann man dann mit der Digitalisierung, die analoge Fotokamera wurde vom Scanner abgelöst. Heute liegen 95 Prozent der Bestände in digitaler Form vor.

Während also etwa bewegte Bilder heute vom analogen Film-

streifen aufs digitale Kino umgerüstet werden, besinnen sich Archivre wieder auf Techniken aus dem letzten Jahrhundert. Die Vorteile liegen auf der Hand: Der bewährte Farb-Mikrofilm garantiert eine Lebensdauer von 500 Jahren. Zudem braucht es zum Lesen der gespeicherten Daten keine Hardware, nicht einmal Strom. «Es reichen eine Kerze und eine Lupe», so Gubler, «das wird es immer geben.» Handlicher ist die Rückführung indes mit einem gewöhnlichen Farbscanner.

Erfinder Fluck will die Nummer eins der Welt werden

Der 43-jährige Erfinder Fluck beschäftigt sich seit sieben Jahren mit neuen Anwendungen der Lasertechnik und erkannte das Potenzial einer Maschine zur Farblaser-Archivierung. Im Sommer 2005 gründete er zur Umsetzung die Firma ProArchive AG. Dass sich sein Produkt verkauft, dafür sorgt der gebürtige Däne Niels Rasmussen. Fluck arbeitet eng mit Partnern und Lieferanten zusammen. Gebaut wurde das erste Exemplar der Eternity 105 in Süd-

deutschland. Zukünftig soll sie in Serie produziert werden und rund 500 000 Franken kosten.

Fluck hat ein klares Ziel: Er will «weltweit die Nummer eins werden». Peter Fornaro von der Abteilung Bild- und Medientechnologien an der Universität Basel hält das für möglich: «Es gibt im Moment kein besseres Gerät, um digitale Bilder auf grossformatigen Farb-Mikrofilm auszubelichten.» Konkurrenzprodukte lassen sich an einer Hand abzählen, etwa den ArchiveLaser, entwickelt vom Fraunhofer-Institut für Physikalische Messtechnik in Freiburg im Breisgau. Dieser arbeitet aber weniger schnell und mit geringerer Auflösung.

Auch Privatanwender könnten mittelfristig von Flucks Maschine profitieren. Sobald sie in Fotolabors stehen, sind die Probleme mit dem Familienalbum für die Nachfahren gelöst. Schon heute können Berufsfotografen ihre Schätze bei der Fachlabor Gubler AG auf Farb-Mikrofichen bannen lassen. Bei 10 000 Bildern kostet ein Foto zwischen 50 Rappen und vier Franken.



Daniel Fluck (l.) und Niels Rasmussen von der ProArchive AG: «Zum Lesen reichen eine Kerze und eine Lupe»

Pandora muss die Büchse zumachen

Weil die Plattenmultis internationale Lizenzen verweigern, sperrt der Musikdienst Pandora.com Nicht-US-Nutzer aus

Anfang Monat hat die beliebte Webradiostation Pandora.com damit begonnen, ihre Musik-Streams nicht mehr auf Computer ausserhalb der USA zu leiten. Zu diesem laut Firmenblog «herzerreissenden» Schritt sieht sich die in Oakland, Kalifornien, angesiedelte Firma genötigt, nachdem Verhandlungen mit der Musikindustrie ergebnislos waren.

Von den 6,5 Millionen Nutzern, die bei Pandora nach ihrem Geschmack zusammengestellte Musikprogramme hören, seien 25 Prozent ausserhalb der USA gewesen, sagt CEO Joe Kennedy. «Wir haben uns um internationale Lizenzen bemüht», sagt er, «aber es war eine frustrierende Erfahrung.»

Im Rahmen des «Musik-Genom-Projekts» analysieren Pan-

dora-Mitarbeiter Musik nach 400 Kriterien und stellen das Profil einzelner Stücke zusammen. Musikinteressierte brauchen auf der Webseite bloss den Namen eines Musikers oder einen Stückes einzugeben, und sofort liefert Pandora ein kostenloses Programm an Titeln, die ihm auch gefallen könnten. Auch Hörer hier zu Lan-

de haben den Dienst schätzen gelernt.

Beim Schweizer Ableger des Tonträgerverbands IFPI sei kein Lizenzgesuch eingegangen, sagt Geschäftsführer Peter Vosseler. Selbst wenn dies der Fall gewesen wäre, hätte er zuerst bei den Mitgliederfirmen nachfragen müssen, um eine Berechtigung zu erteilen.

Für Pandora-CEO Kennedy liegt das Kernproblem darin, dass «das Internet global ist, die Urheberrechte aber von Land zu Land verschieden sind». Bis zu einer erneuten Aufschaltung von Pandora in Europa könne es «Jahre, nicht Monate» dauern, glaubt Kennedy.

Womöglich bleibt Pandora gar nicht so viel Zeit. Im März be-

schloss ein vom US-Kongress eingesetztes Gremium, dass auf Internetmusik höhere Abgeltungen bezahlt werden müssen. Als Folge könnte vielen Webradios der Schnauf ausgehen. Pandora-Gründer Tim Westergren wird mit dem Satz zitiert: «Wenn die Regelung bleibt, sind wir erledigt.»

Die letzte Chance für US-Webradios ist jetzt der Kongress. Ein neu eingebrachtes Gesetz, das die Copyright-Gebühren auf 7,5 Prozent des Umsatzes beschränkt, hat innerhalb von nur einer Woche 50 Mitglieder des Repräsentantenhauses für sich gewonnen. Wird das Gesetz verabschiedet, können Pandora-Hörer in den USA aufatmen. In der Schweiz dürfen sie zumindest wieder hoffen.

MARTIN SUTER